

Stress – Gottesbilder und der Weg nach innen

Vielleicht kennen Sie das: Sie sind in einem wirklich verzweifelten inneren Zustand. Möglicherweise durchleben Sie gerade einen Todesfall, eine Trennung, müssen mit einer unerwarteten Kündigung umgehen, Ihr Kind ist lebensgefährlich erkrankt oder Sie befinden sich mit einer anderen Person in einem Streit, bei dem sich weder Lösung noch Ende abzeichnen.

Sie sind verzagt, mutlos und brauchen wirklich Trost, Hilfe, eine kreative Lösung oder etwas anderes, was Ihnen selbst gerade nicht einfällt.

Eigentlich genau der Zeitpunkt, an dem wir uns, gemäß der Lehrmeinung der Kirche, vertrauensvoll an Gott wenden sollten.

Sie sind unter Umständen sogar eine spirituelle Person, die regelmäßig meditiert und betet, einer spirituellen Glaubensgemeinschaft angehört und über sich denkt, dass sie einen guten Zugang zu ihrem göttlichen Selbst hat.

Aber seltsamerweise kommen Sie genau dann nicht auf die Idee, sich an Gott zu wenden. Wie ist das zu erklären?

Nun, Sie könnten zu den Personen gehören, die gar nicht erst auf die Idee kommen, ihr göttliches Selbst um Hilfe und Unterstützung zu bitten.

Oder zu jenen, die zu Gott eher eine „Freizeitbeziehung“ haben. Das äußert sich dann so, dass Sie sich mit dem göttlichen Feld nur dann in Kontakt begeben, wenn Sie sich für Ihre Meditation am Abend – eine halbe Stunde Zeit nehmen. Sie sitzen dann an Ihrem liebevoll eingerichteten Meditationsplatz, entzünden eine Kerze und meditieren. Aber: In der Bewältigung ihres Alltags, da kommt Ihnen irgendwie das Göttliche gar nicht in den Sinn.

Oder: Sie gehen davon aus, dass es bei der so genannten göttlichen Instanz sowieso nichts gibt, was Ihnen helfen könnte, denn Ihre persönlichen Erfahrungen sagen: Immer wenn ich Gott um Hilfe gebeten hatte, ist sowieso nichts passiert. Besser verlasse ich mich auf mich!

Oder: Sie sind sich vollkommen klar: – Ich bin eben doch noch sehr abgespalten, aber wenn ich mich bei meiner Meditation noch mehr anstrengte, noch disziplinierter bin, noch mehr gute Werke tue, dann wird es eines Tages klappen.

In beinahe all diesen Fällen sind Sie jemand, der wirklich viel unternimmt, um zu seinem göttlichen Selbst eine innige Beziehung aufzunehmen, Sie beten, Sie meditieren und Sie denken über das Göttliche nach. Sie schließen sich vielleicht einer religiösen Glaubensrichtung an und bemühen sich, nach dem Grundsatz zu leben, den Sokrates geprägt hat: Dem Guten, dem Wahren und dem Schönen. Sie betreiben vielleicht sogar noch hingabevoll Selbsterforschung und dennoch, es stellt sich keine intime, tragende und vertrauensvolle Beziehung zu Gott ein.

Das fällt Ihnen möglicherweise noch nicht einmal richtig auf, denn so war es schließlich schon immer.

Wenn Sie zu einer dieser Personengruppen gehören und ich glaube, dass extrem viele Menschen dazu gehören, dann können Sie davon ausgehen, dass in Ihrer Gottesbeziehung Stress eine wichtige Rolle spielt.

Wie entsteht denn überhaupt eine Gottesbeziehung?

- Ist die schon immer da?

Stress – Gottesbilder und der Weg nach innen

- Ist sie so etwas wie ein Geburtsrecht?
- Muss ich mir die erst erarbeiten? Vielleicht stimmt alles.

Ich möchte an dieser Stelle einen Schritt zurück in unsere Kindheit gehen.

Kinder denken - das Wort „denken“ ist leider an diesem Platz nicht wirklich angemessen - während der ersten Lebensjahre nur gegenständlich. Mama, Papa, Auto... Die Welt wird vom Kind gegenständlich begriffen. Das muss so sein, denn dadurch verankert sich die Seele in der materiellen Welt und begreift die Welt durch die Körpersinne. Alles, was begrifflich ist, was man sehen, schmecken, hören, riechen und spüren kann (ich sage nicht fühlen, sondern über die Körpersinne spüren, wie beispielsweise den Begriff „heiß“). Daraus ist die Welt geformt und wird als etwas Reales erfahren.

Freude, Schmerz, spielen, Beziehung etc. sind Begrifflichkeiten, mit denen ein Kind nichts anfangen kann, weil es sie nicht erfassen kann.

Jetzt werden sie sagen: Aber ein Kind drückt doch genau diese Dinge ständig aus. Ja, das ist richtig. Es drückt sie aus, es befindet sich in diesen Zuständen und drückt sie aus, sie sind ein Teil des kindlichen Wesens, die es sozusagen „verkörpert“ und die es in Stimme und Mimik umsetzt. Das Kind erlebt zwar solche Zustände, kann aber nicht aktiv nach ihnen verlangen, weil es sie nicht gedanklich erfassen kann.

Es könnte nicht erfassen: „Ich brauche Nähe und Kontakt“, sondern es weint, weil Mama nicht da ist. Es könnte also höchstens sagen: Mama!

Das erste, was das Kind in der Regel benennen und damit verlangen kann, selbst, wenn das Wort noch fehlt, ist „Mama“. Das Objekt Mama ist überlebenswichtig. Ohne es kann alles ganz schnell schrecklich sein. Mama ist Geborgenheit, Ruhe und Entspannung. Mama *ist* Nahrung, Entspannung, und Antwort auf alles, vorausgesetzt, es läuft genügend gut.

Das hat schon etwas Gott-gleiches, oder? Wollen wir nicht alle so eine tragende, nährende und liebevolle Beziehung zu dem Göttlichen haben? Etwas, was noch viel größer und bergender ist als Mama es je sein könnte? Aber leider sind heute unsere Bedürfnisse viel differenzierter.

Dann tritt eine zweite allmächtig scheinende Person ins Bewusstsein des Kindes, der Vater....

Das Gute als auch das Schlechte in dieser Entwicklungsphase des Kindes ist, dass diese Personen als sehr allmächtig erlebt werden. Sie wissen einfach alles und können alles und haben immer eine Antwort parat. Nur kann diese eben auch, je nach Entwicklungsstand der Eltern, mehr oder weniger konstruktiv sein.

Nur: Woher soll ein Kind, das aufgrund seiner Fähigkeiten in diesem Alter alles nur ungefiltert aufnimmt, das wissen?

Eltern können loben, lieben, strafen, gerecht oder ungerecht sein. Sie können schimpfen, wenn ich ihren Trost brauche – weil ich ihrer Meinung nach selbstverschuldet in diese Not gekommen bin, mich nicht an ihre Anweisungen gehalten habe, und sie können unberechenbar oder zuverlässig sein. Und das alles in einem bunten Mix und je nach Tagesform unterschiedlich.

Und jeder von uns wird diese Erfahrung automatisch, unreflektiert in seinen Dateien im Gehirn und in seinem Energiekörper abspeichern. Daraus bilden wir unsere materiellen, emotionalen und mentalen Fähigkeiten.

Dabei prägen die Erfahrungen mit dem mütterlichen Elternteil das Wurzelchakra, die Erfahrungen mit dem väterlichen Elternteil dagegen das Kronenchakra.

Das heißt ganz konkret: Unsere mütterlichen Erfahrungen und die daraus resultierenden Identifikationen bestimmen, wie wir uns als Erwachsene mit Erdprana versorgen können.

Stress – Gottesbilder und der Weg nach innen

Eine wichtige Aufgabe des Wurzelchakras ist es, uns mit vitaler Lebensenergie zu versorgen, die wir zum Aufbau unseres Körpers und zur Aufrechterhaltung unserer Gesundheit brauchen. Das Kronenchakra hingegen wird entscheidend durch unsere Erfahrungen und den vorgenommenen Identifikationen mit dem väterlichen Prinzip geprägt. Dort werden Gefühle von spirituellem Kontakt und dem Kontakt zu unserem kreativen und intuitiven Selbst verwaltet.

Wie kommt da jetzt das Göttliche rein?

Wie bereits ausgeführt muss Gott, wie alles zu einem frühen Zeitpunkt im Leben des Kindes, gegenständlich sein. Früheste Erinnerungen sind vielleicht von Weihnachten und Ostern geprägt. Man singt zusammen die religiösen Lieder, deren Texte man eigentlich nicht richtig versteht, die aber irgendwie ein Gefühl auslösen von Heiligkeit, Geborgenheit, von etwas Besonderem, Großem, Allmächtigem und die zusammen mit den funkelnden Kerzen am Tannenbaum und all den Geschenken einen tiefen Eindruck hinterlassen.

Dann kommen noch die Erzählungen vom „lieben Gott“ dazu.

Gräbt man seine frühen Gotteserinnerungen aus, dann kommt man hier im Christentum meist zu einem Bild von einem älteren Mann, vielleicht mit Bart auf einer Wolke sitzend, der mal mehr oder weniger gütig oder streng dreinblickte. Die Qualitäten Gottes wiederum werden uns von Erwachsenen, oft von Autoritätspersonen vermittelt. Er scheint allmächtig zu sein, kann alles sehen, man kann nichts vor ihm verbergen. Er kann gütig sein und die Seinen aus aller Not herausführen, aber auch ein ziemlicher Kontrollfreak, der ständig Beichte von uns verlangt.

Also ziemlich menschlich und durchaus ähnlich dem Mix, wie wir unsere Eltern begriffen haben.

Um es ein bisschen klarer auszudrücken: Gott besteht seit frühester Kindheit in uns als eine Mischung von Vorstellungen, Bildern, Gefühlen und Beziehungen zu anderen Menschen und zu uns selbst. Und er hat ein Gesicht.

Unser Gehirn geht in einem ersten Impuls erst einmal davon aus, dass etwas, was man nicht sehen, hören, anfassen, riechen oder schmecken kann, nicht wirklich existiert. Deswegen versucht es allem Erlebten, also auch der Erfahrung „Gott“ erst einmal ein Bild zuzuordnen.

Natürlich werden unsere Vorstellungen von Gott im Laufe unseres Wachstums ständig überarbeitet. Wir lernen dazu, ändern, erweitern, korrigieren. Bis dahin, dass alte Gedächtnisinhalte dauerhaft verändert werden. Die kindlichen Bilder, die wir entwickelt haben, hören jedoch niemals auf, unsere Gedanken zu beeinflussen.

Wenn wir beispielsweise das Vater Unser beten: „Vater unser, der du bist im Himmel“, dann ist er da bereits, der „Vater“ und automatisch mischen sich Bilder unseres Vaters - aber auch der Mutter - mit dem Gottes. Und automatisch fließen auch unsere ganz frühen Erfahrungen in dieses Gebet ein und bewirken, dass wir uns in diesem Gebet mehr oder weniger vertrauensvoll an diese Instanz „Gott“ im Außen wie an einen übergroßen Vater wenden.

Das Leben ist also so angelegt, dass es zwangsläufig zu einem persönlichen, individuellen Gottesbild kommen muss. Und dadurch auch zu einem Gottesbild unserer eigenen gedanklichen Konstrukte.

Beispiel:

Ein Mann, aufgewachsen in einem Dorf mit extrem pietistischer Prägung. Praktisch die gesamte Dorfgemeinschaft war Teil dieser religiösen Gruppierung. Er beschrieb: Als Tugenden, die Gott mochte, galten Arbeit und Pflichterfüllung, Gehorsam und die

Stress – Gottesbilder und der Weg nach innen

Unterdrückung der Sexualität. Gott sah und hörte alles und bestrafte ziemlich streng und es war schier unmöglich, sein Wohlwollen zu erhalten.

Es war ein Bild, geschaffen aus religiöser Indoktrination und einer harten, bestrafenden und fordernden religiösen Gemeinschaft.

Beispiel:

Eine katholische Frau, die über Jahre hinweg gewalttätigen Ausschreitungen des Vaters ausgeliefert war und seine Vergewaltigungen über sich ergehen lassen musste. Als Kind hatte sie sich oft gefragt, wie Gott das zulassen konnte. Sie kam dann zu dem Schluss, dass Gott wohl eine sehr schwache Persönlichkeit sei, ähnlich wie ihre Mutter, die sich ebenfalls nicht gegen die Gewaltausbrüche des Vaters zur Wehr setzte. Heimlich und mit einem Gefühl großer Schuld – denn jedes Wochenende stand der Kirchgang an, mit allem was zur katholischen Kirche dazu gehörte – schrieb sie Gott als einen schwächlichen unfähigen Feigling ab. Denn schließlich, so dachte sie als 17-jährige, hatte er auch den Holocaust zugelassen und die Ungerechtigkeit in der dritten Welt. Ihr Gottesbild, geboren aus ihrer tiefen Verzweiflung als Kind, festigte sich während der Pubertät und ihrem jungen Erwachsenensein.

Solche Gottesbilder setzen sich logischerweise in den Arealen des Gehirns fest, in denen Gefühle der ohnmächtigen Hilflosigkeit und Bedrohung beantwortet werden, in denen der Überlebenstrieb aktiviert wird, nämlich zu kämpfen, zu flüchten oder sich tot zu stellen. Das heißt praktisch umgesetzt: Immer dann, wenn wir mit Gefühlen von tiefster Hilflosigkeit oder Bedürftigkeit in Kontakt kommen oder mit anderen Gefühlen, die mit Scham, Angst oder Ärger verbunden sind, dann wird es hirntechnisch problematisch. Obwohl ja jetzt genau der Zeitpunkt gekommen wäre, an dem wir die göttliche Dimension unbedingt bräuchten, regelrecht auf sie angewiesen wären.

Aber wenn sich jetzt – und das werden sie zwangsläufig tun – alte, stresserfüllte Gottesbilder einmischen, dann werden wir einerseits nicht auf die Areale unseres Gehirns zugreifen können, die Erfahrungen von Vertrauen, Zuversicht und Hoffnung speichern, und andererseits uns deswegen auch energetisch genau von diesem Einfluss abschirmen. Das bedeutet, dass uns die Informationen unseres Kronenchakras nur noch bedingt zur Verfügung stehen.

So, wie wir uns intuitiv von Menschen abwenden, die uns nicht gut tun.

Stattdessen werden wir auf alte konditionierte Überlebensstrategien oder aber, wenn es ganz schlimm kommt, auf die Selbsterhaltungsreaktion - flüchten, kämpfen, tot stellen - zurückgreifen.

In diesem Fall geht es ausschließlich um das eigene Überleben, andere Menschen – also jegliche Form der Bindung, auch die Gottesbindung - werden unwichtig und deswegen nicht wirklich genutzt. Das bedeutet konkret: Gerade dann, wenn ich am meisten auf die Unterstützung meines Göttlichen Selbst angewiesen bin, kann ich sie am schlechtesten annehmen.

Dazu nutzt das Gehirn ältere Teile, die dem Stammhirn zuzuordnen sind. Sie stellen sicher, dass der Körper mit all seinen Systemen bei Gefahr am effizientesten arbeitet. Hier müssen wir nicht nachdenken, was wir tun, wir schalten sozusagen auf Autopilot und der Körper handelt, ich möchte fast lieber sagen, er „körpert“. Auch dies eine zutiefst sinnvolle Handlung, wenn wir uns in Gefahr wähnen.

Der reife, vertrauensvolle Kontakt mit dem Göttlichen wird hingegen in Arealen abgespeichert und aktiviert, die dem neueren Gehirn, der Großhirnrinde zuzuordnen sind. Blöderweise sind diese in einer angsterregenden Situation nicht besonders aktiv. Und in einer solchen sind wir ja, wenn wir uns in seelischer Bedrängnis befinden.

Stress – Gottesbilder und der Weg nach innen

Als spirituell Suchende - ich unterstelle mal, dass in diesem Raum die Mehrheit der Anwesenden dazu gehört – befinden wir uns jetzt natürlich in einem Dilemma: Der erwachsene, reifere Teil unseres Gottesbildes von uns *weiß*, dass Lösungen, Kreativität, Liebe, Heilung und wahre Intelligenz immer dem göttlichen Feld entspringen. Der kindliche alte Teil dagegen vertraut diesem Feld nicht und will uns unbedingt davon abbringen, uns ihm noch einmal anzuvertrauen. Und: bei hoher emotionalen Not – dazu kann man auch Stress sagen - haben die alten, konditionierten, oft unreifen Lösungen und auch die Selbsterhaltungsreaktion unglaubliche Macht und drängen geradezu danach, die Lösung anzubieten.

Energetisch schneiden wir uns von dem göttlichen Feld ab, indem wir den „Durchfluss“ des Kronenchakras regeln. Vielleicht, als ob sie einen Regenschirm aufspannen, jetzt kann Gottes „Regen“ sie nicht treffen.

Hier passiert etwas ganz Entscheidendes: Es mangelt nicht an göttlichem Feld, sondern wir schneiden uns aus Selbstschutzgründen vom göttlichen Feld ab.

Natürlich ist unser Bewusstsein schlau genug, uns diesen Konflikt nicht so genau spüren zu lassen. Es verfügt ja über eine Unmenge praktischer schützender Abwehrmechanismen.

Wie sieht das denn dann genau während einer Meditation oder einem Gebet aus?

- ***Wir können uns nach Gott sehnen***

Wir sehnen uns nach Gott, wir sehnen uns danach, dass er endlich unsere Gebete erhört und erfüllt, wir hoffen, dass er uns erhören wird, wenn wir laut und lange genug zu ihm flehen. Wenn wir aber das göttliche Feld als etwas erkennen, was uns umgibt wie die Atemluft, wie können wir uns dann nach ihm sehnen?

Wir können uns nur nach etwas Abwesendem sehnen; Aber nach etwas, was ein Teil unseres Selbst ist, was uns umgibt, durchdringt, wie können wir uns nach ihm sehnen?

Wir könnten höchstens sagen: An meiner momentanen Realität (keinen Zugang zu bekommen) kann ich erkennen, dass ich wohl offensichtlich heute das göttliche Feld nicht zulassen will. Was könnte denn der Grund dafür sein?

Gibt es Angst oder Stress in mir, die diese Verbindung sabotieren wollen?

- ***Wir können uns sehr anstrengen, Gott zu erreichen.***

Auch das ist der beste Beweis, dass wir uns selbst abgeschnitten haben und dafür gibt es immer nur die genannten inneren Gründe. Auch hier gilt: Wie kann ich mich anstrengen etwas zu erreichen, was bereits da ist?

- ***Abwendung***

Beispielsweise meine eine Patientin, die ich vorhin angeführt habe, hat sich von Gott abgewendet. Wozu sich etwas zuwenden, was ich als schwach und bedeutungslos erkenne.

- ***Unwertgefühle***

Im katholischen Gottesdienst gibt es eine sehr interessante und wie ich meine, gefährliche Stelle. Die Gläubigen beten im Chor: "Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter meinem Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund." Dabei wird zumeist gekniet, verbreitet ist auch das dreimalige Klopfen an die Brust.

Als Teil der Liturgie halte ich diesen Satz für brandgefährlich. Denn die meisten Menschen werden verstehen: „Ich bin wertlos und vielleicht, vielleicht, wenn ich mich genügend wohl verhalte, dann siehst du, Gott, mich und sprichst das erlösende Wort. Auch hier scheint mir

Stress – Gottesbilder und der Weg nach innen

sehr logisch, dass Sätze dieser Art eher die Areale im Gehirn ansprechen, in denen Strafe, Angst und Furcht verarbeitet werden.

Und entsprechend werden wir reagieren. Es wäre ja fast masochistisch, mich so einem Gott zuzuwenden!

Um es in wenigen Worten zusammenzufassen: Unsere Gottesbilder können brandgefährliche Inhalte enthalten, die einem Teil unseres Bewusstseins so gefährlich erscheinen, dass es alles unternehmen wird, um uns vor so einem gefährlichen Kontakt zu schützen. Und dieser Teil unseres Bewusstseins ist meistens stärker als unsere bewusste Erkenntnis von dem, was wir mit dem Namen Gott bezeichnen.

Um hier in der eigenen Entwicklung weiterzukommen, scheint es mir nützlich, nicht-personale Begrifflichkeiten für das Göttliche zu nutzen. Diese entwickeln sich gemäß der Aussagen der beiden Neurowissenschaftler Andrew Newberg und Mark Robert Waldman (Der Fingerabdruck Gottes, Kailash-Verlag 2010) ab der Pubertät. Gott wird zunehmend abstrakter wahrgenommen, als ein Licht, ein Symbol oder ein Zustand wie beispielsweise Frieden.

Hier kommt zu den weiterhin beeinflussenden frühen Bildern, die ja einen gegenständlichen persönlichen Gott beinhalten, ein nichtgegenständlicher, unpersönlicher Gott.

Da Gott aber nicht den Gesetzen der Dualität unterliegt, muss sein Wesen auch sowohl persönlich als auch unpersönlich sein – das können wir uns als Menschen schlecht vorstellen, da wir die Welt immer dual wahrnehmen.

Es kann also wichtig sein, um eine Entwicklung des inneren Gottesbildes zu erreichen, für eine Zeit nichtpersonale Begrifflichkeiten für Gott zu verwenden.

Beispielsweise: Göttliches Feld, das Göttliche, innere Göttlichkeit, Höheres Selbst oder mein Christusbewusstsein oder einfach nur das große Licht.

Das Wesen Gottes wirklich zu erfassen erscheint mir anmaßend. Deswegen verwende ich sowohl Begrifflichkeiten, die mir einen immerwährenden Impuls geben, das Göttliche als nicht-personal zu begreifen, als auch tragende persönliche Formulierungen.

Die gute Nachricht in dem Ganzen ist: Jedes Mal, wenn ich über das Wesen Gottes nachdenke, diskutiere oder es mir sonst wie bewusst mache, reift mein Gottesbild.

Natürlich, wenn ich Teil einer Gruppierung bin, die Gott als etwas Strenges, Strafendes begreift, dann besteht die Reifung darin, dass alte Angstmuster gefestigt werden.

Aber ich gehe davon aus, dass dieser Rahmen hier ein anderer ist und hier ein Wunsch besteht, das Wesen Gottes mehr zu erfassen als religiöse Dogmen das können.

Das Wesen des Göttlichen zu erfassen bedeutet immer einen persönlichen Prozess der Erfahrung und der inneren Nutzung eines Kraftfeldes. Das ist ein sehr persönlicher Prozess, der unbedingt auf Erfahrung beruhen muss. Dennoch ist es auch ein mentaler Prozess. Denn Reflektion hilft Altes zu verwerfen und Neues zu festigen; Aber es hilft eben immer nur. Die Erfahrung des göttlichen Feldes erscheint mir als das Wesentliche.

Ich empfehle in meinen Meditationsgruppen gerne die folgende Übung: Man kann sich abends ein paar kurze Notizen machen: Wo konnte ich heute das göttliche Feld als unterstützend wahrnehmen.

Beispielsweise: als plötzliche Eingebung einer Lösung, als energetische Wahrnehmung des Ausdehnens und Pulsierens, als unerwartete Wendung, als eine plötzlich auftauchende

Stress – Gottesbilder und der Weg nach innen

menschliche Hand oder in einer der tausend Gesichter Gottes. Das hilft, alte Bilder zu entmachten und Neues, Vertrauensvolleres aufzubauen.

Meines Erachtens ist es notwendig, mit dem Göttlichen als einer gefühlten oder gespürten Erfahrung zu kontakten. Mit der Zeit ist es dann sehr leicht möglich zu spüren, ob wir uns tatsächlich mit dem göttlichen Feld verbunden haben oder ob wir es nur imaginieren und damit wünschen (und erinnern Sie sich: Man wünscht sich nur Dinge, die man als abwesend erlebt). Das wiederum ist auch nicht schlecht, denn es beinhaltet eine Ausrichtung und kann damit ebenfalls wichtig sein.

Wenn wir den Kontakt mit dem Göttlichen zulassen, dann führt das zu einer eindeutigen Erfahrung.

Beispielsweise:

- durch die erhöhte Chakrenaktivität stellt sich auf dem Kopf ein Kribbeln ein.
- Andere spüren eher den Herzraum in Form von mehr Weite. Wiederum andere berichten von einer Wahrnehmung von Frieden und Ruhe.

Was diese Aussagen alle eint, ist eine unmittelbare, eindeutige, zweifelsfreie Wahrnehmung.

Eine andere interessante Beobachtung während der Meditation kann Klarheit schaffen, wo wir wirklich stehen:

Lasse ich das göttliche Feld in mich einströmen, beispielsweise wie einen wunderbaren Duft oder strebe ich danach, es zu erreichen. Auch hier wieder: Es erreichen zu wollen spricht eine deutliche Sprache, denn es birgt eine gewisse Anstrengung in sich, was wiederum bedeutet, dass ich das Göttliche als nicht anwesend erlebe.

All diese Erfahrungen bergen subtile Lernerfahrung und erst durch genaues Beobachten kann ich meine tatsächliche Wahrheit herausfinden, nämlich, ob das Göttliche für mich eher etwas Stresserfülltes oder eher etwas Vertrauensvolles ist.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen allen viel Spaß beim Experimentieren.